

Wittgensteiner Zeitung

Mit der Gratis-Beilage:

„Illustriertes Familienblatt“

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt jun. in Laasphe.

Inserate werden die einspaltige Zeile oder deren Raum mit 12 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 77.

Fernsprech-Anschluß Nr. 22.

Laasphe, Mittwoch den 27. September 1905.

30. Jahrgang.

Wochenschau.

Laasphe, 25. September 1905.

Das bedeutsamste Ereignis auf dem Gebiete der inneren Politik bildete in der verflossenen Woche unzweifelhaft die am Dienstag vorgenommene Reichstags-
eröffnung in Eisen. Die durch den Tod des bekannten langjährigen Vertreters dieses Wahlkreises, des Zentrumsabgeordneten Stöckel notwendig gewordene Wahl in diesem Reichstagswahlkreise, einem der größten, die wir haben, vollzog sich unter Umständen, die von vornherein das allgemeine Interesse an dem Ausgange erheblich steigern mußten. Der Wahlkreis ist seit Jahresfrist von sozialen Kämpfen, die mit dem großen Bergarbeiterstreik anhuben und in anderen Ausständen und Aussperrungen ihre Fortsetzung fanden, förmlich aufgewühlt worden. Es hat sich das auch in dem Monate lang währenden Wahlkampf, der anfangs mit Erbitterung geführt wurde, geltend gemacht. Dazu traten die schwerwiegenden politischen und wirtschaftlichen Fragen, die unsere Zeit bewegen. Kurzum, es vereinigte sich alles, um die Öffener Wahl zu einer bedeutungsvollen zu machen. In der Hauptsache standen sich diesmal drei Kandidaten gegenüber, der Zentrumskandidat Giesberts, der nationale Wissenschaftskandidat Dr. Niemeyer und der Sozialdemokrat Genscher. Nebenher hatten die Christlich-Sozialen noch einen Kandidaten nominiert und die Polen einen Zählkandidaten aufgestellt. Nach den bisher vorliegenden Nachrichten hat Giesberts 35 500 Stimmen erhalten, der Sozialdemokrat 28 726, der nationale Dr. Niemeyer 17 866, der christlich-soziale Behrens 2496 und der Pole 1689 Stimmen. Darnach ist das Ergebnis des ersten Wahlganges eine Stimmwahl zwischen dem Zentrumskandidaten und dem Sozialdemokraten. Wie sich der Ausfall der Stichwahl gestaltet, hängt von der Haltung der Wähler Dr. Niemeyers ab.

In Deutsch-Ostafrika hat sich der Aufstand der Eingeborenen noch weiter ausgedehnt, und zwar teils nach Norden zu, wo das Gebiet von Iringa und Mahenge vom Aufstand ergriffen wurde, teils nach dem Innern zu, von dem Bezirk Songea bis zum Nyassa-See hin dem Aufstand anheimgefallen ist. Obwohl die Aufständischen an verschiedenen Orten von der deutschen Schutztruppe geschlagen worden sind, wird man jetzt doch mit einem langweiligen Pazifizierungs-Feldzuge rechnen müssen. In Deutsch-Südwestafrika haben unsere unter den schwierigsten Verhältnissen kämpfenden Truppen verschiedene erhebliche Teilerfolge gegenüber den Aufständischen im Süden errungen. Dagegen wird es mehr und mehr zweifelhaft, ob das große Einkreisungsmanöver gegen Hendrik Witbooi den gewünschten Erfolg haben wird. Wohl haben die Aufständischen große Verluste erlitten, aber allem Anscheine nach gelingt es ihnen immer wieder, sich der Verfolgung zu entziehen. Auch die Herero im

Norden machen sich noch häufig genug in unliebsamster Weise bemerkbar. Ein Ende der kriegerischen Wirren ist unter diesen Umständen noch nicht abzusehen.

In den deutsch-französischen Verhandlungen über die Marokko-Frage ist zur Zeit eine Verlangsamung eingetreten. Diese Verlangsamung erklärt sich aus der Notwendigkeit, die künftigen Verhältnisse so zu regeln, daß irgend eine Zweideutigkeit oder ein Mißverständnis ausgeschlossen ist. Mit vollem Rechte hat unser Gesandter Dr. Rosen einem Redakteur des „Journal des Debats“ gegenüber erklärt: „Man überhastet keine Lösung, wenn es sich um so ernste Fragen im Leben zweier großer Völker handelt.“ Im übrigen mag aus den Stimmen englischer Blätter über die Marokko-Angelegenheit folgende Äußerung des „Londoner Standard“ hier seinen Platz finden: „Wir freuen uns, daß die Besprechungen zwischen Dr. Rosen und Herrn Revoil einen gegenseitig befriedigenden Ausgleich in Aussicht stellen. Deutschlands Unterstützung der gerechten französischen Ansprüche gegenüber dem Sultan deutet auf die steigende Erkenntnis der gemeinschaftlichen Pflicht der europäischen Mächte hin. Es würde Deutschland leicht gewesen sein, Gründe zu finden, um die maurische Hartnäckigkeit unmittelbar zu ermutigen. Daß es dies nicht getan hat, zeigt die Aufrichtigkeit seiner Haltung.“

Zwischen Deutschland und Frankreich ist es immer noch nicht zu einer vollen Einigung über das der Marokko-Konferenz zu unterbreitende Programm gekommen, obwohl der deutsche Gesandte Dr. Rosen, der Deutschland auf der Konferenz und später in Marokko vertreten soll, seit längerer Zeit in Paris weilte, wo er mit den maßgebenden Persönlichkeiten verhandelt. In den letzten Tagen scheinen diese Verhandlungen sogar auf dem „toten Punkt“ angelangt zu sein, und in Frankreich beginnt sich bereits wieder eine gewisse Nervosität zu regen. Daß man auf eine baldige Erledigung der Angelegenheit kaum zu rechnen hat, geht auch aus der Meldung hervor, daß der Beginn der eigentlichen Konferenz, die in Algier in Spanien zusammentreten soll, erst auf Ende Januar nächsten Jahres angelegt ist.

Die Demission des Kabinetts Fejervary und die dadurch gänzlich veränderte politische Situation in Ungarn hatte der ungarischen Opposition den Vorwand zu demonstrativen Kundgebungen gelegentlich der Eröffnung des Reichstages am 15. d. Mts. genommen. Da zudem diese Eröffnung nur den Zweck hatte, die Demission des Kabinetts und die sofortige Vertagung des Hauses zur Kenntnis des letzteren zu bringen, so wickelten sich die Dinge verhältnismäßig ruhig und rasch ab. Die Opposition ließ es zwar weder im Abgeordnetenhaus noch im Magnatenhaus an Protesten gegen das „ungefährliche Kabinett“ und sein „ungefährliches Verfahren“, das auch den Gegenstand der am Vorabend der Reichstagsöffnung veröffentlichten Anklageschrift der Opposition gegen das Kabinett Fejervary bildet, fehlen, doch legte sie sich

angesichts der veränderten Verhältnisse einige Reserve auf. Ein wenig mag die letztere auch auf die 30 000 Sozialdemokraten zurückzuführen, die am Tage der Reichstags-
eröffnung vor dem Parlamentsgebäude aufmarschiert waren, um für das allgemeine Wahlrecht zu demonstrieren. Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, ist noch völlig unklar. Die Krone tritt jetzt, während das Kabinett Fejervary provisorisch die Geschäfte weiterführt, in Unterhandlungen mit den Matadoren der koalitierten Opposition. Was dabei herauskommt, und ob es gelingt, bis zum 10. Oktober — bis dahin ist der Reichstag verlagert — einen modus vivendi zu finden, ist noch höchst ungewiß.

Das niederländische Parlament ist am Dienstag mit einer Thronrede eröffnet worden, die als Hauptpunkt die Ankündigung einer Ausbesserung des Wahlrechts durch Verfassungsänderung enthielt.

Die Verhandlungen zwischen Schweden und Norwegen in Karlstad wegen der Auflösung der Union sind noch nicht zu Ende geführt. In den letzten Tagen gestaltete sich die Lage so ernst, daß man ihren Abbruch befürchtete und sogar schon von offenen Feindseligkeiten militärischer Art zwischen den beiden Ländern sprach. Anlaß dazu boten übertriebene Meldungen über angebliche militärische Vorkehrungen Norwegens. Nachdem diese Meldungen richtig gestellt sind, scheint wieder eine ruhigere Auffassung der Dinge in die Gemüter einzuziehen und es lebt die Hoffnung von neuem auf, daß es zu einer „schieblich-friedlichen“ Trennung der beiden Staaten kommen wird.

Auf richtigem Wege.

Der Deutsche Flotten-Verein hatte in der letzten Nummer der „Mitteilungen“ aus Anlaß des englischen Flottenbesuches in der Ostsee darauf hingewiesen, daß es gar nichts schaden könne, wenn sich die Deutschen mit eigenen Augen von der technischen Überlegenheit der englischen Kriegsschiffe gegenüber den unsrigen überzeugen, was Größe der Schiffe, stärkere Artillerie u. s. w. beträfe.

Dieser Rat ist aufschneidend auf einen fruchtbaren Boden gefallen. In der ernsthaften Presse wird unumwunden zugegeben, daß zwar unsere Schiffe wie unsere Blaujacken einen gefälligeren Eindruck machten, daß aber die Überlegenheit der englischen Kriegsschiffe als Zerstörungsmaschinen im Ernstfall unverkennbar sei.

Da aber Kriegsschiffe nicht zu Flaggenparaden und zum Herumschleudern, sondern vor allem für den Kampf zur See bestimmt sind, so liegt hierin eine ernste Mahnung für Deutschland, seine Flotte auf die größtmögliche kriegerische Höhe zu bringen, schon weil hierin auch die beste Friedensgewähr liegt.

Nachdem ferner der amtlich bearbeitete „Nauticus“ von 1905 auch den technischen Anschauungen hat recht geben müssen, die der Flotten-Verein seit 1 1/2—2 Jahren vertritt, so muß die Öffentlichkeit, soweit sie nicht unter

bei der Absprache, Papa, morgen reiten wir hinaus, um Braunschau zu halten! Es wird eine schauerhaft langweilige Geschichte werden.“

Der Oberst blickte gedankenvoll auf die Tür, hinter der sein Sohn lachend verschwunden war. Die Schatten, welche vorhin schon geschwunden waren, umwölkten wieder seine Stirn.

„Es wäre jammer schade, wenn dieser schöne Plan scheiterte!“ brummte er vor sich hin. „Vera von Duffe wäre die richtige Frau für ihn, sie würde die Fägel schon sträf anziehen, wenn das übermütige Roß ausschlagen wollte! Na, im übrigen kann ich ja nicht klagen, möchte aber doch wissen, ob ihn keine Schulden drücken! Ich habe damals einmal ein Liedchen singen hören, welches mir nicht gefallen wollte. Schwerenot, wenn es Wahrheit gewesen wäre! Aber ich kann es nicht glauben, Kurt wäre nicht so sorglos.“

Er legte die Hände auf den Rücken und wanderte eine Weile auf und nieder, dann blieb er vor dem Schreibtische stehen, um die Pfeife wieder anzuzünden, welche bei seinem Aerger über die Meldung des Burschen erloschen war.

„Und nun diese fatale Geschichte mit Gustav!“ nahm er sein Selbstgespräch wieder auf. „Wenn der Junge nun doch aus Haß und Rachsucht oder aus Verweifung diesen Raub begangen hätte! Sage mir Niemand, wessen ein Mensch fähig ist, wenn die wildauslösende Leidenschaft ihn seiner Sinne beraubt. In solchen Augenblicken kann auch der Beste ein Verbrechen begehen, ohne sich der Schlosigkeit seiner Handlung bewußt zu sein oder an die Folgen zu denken. — Na, fährt da nicht ein Wagen vor?“

Ein Spiel des Zufalls.

Erzählung von Oswald August König.

(Fortsetzung.)

„Ich bin davon überzeugt“, nickte Kurt, der noch immer in Gedanken voller Stimmung war und, sich nun erhebend, den Blick über den Schmuck der Wände gleiten ließ; „aber angenehmer wäre es mir doch, wenn Du mich begleiten wolltest.“

„Wann?“

„Wenn es Dir angenehm ist, morgen.“

„Morgen ist Sonntag, ich bin, wir werden morgen nachmittags zusammen hinausreiten.“

„Satteln!“ befahl der Leutnant.

„Zu Befehl!“ knurrte der Bursche mit einem Grinsen, das hinter den wulstigen Lippen ein breites, kerngesundes Gebiß entdeckte. „Den Braunen oder den Schimmel?“

„Weißt Du nicht, daß ich Dienst habe?“

„Na, dann den Braunen“, nickte der Bursche, während er mit seiner breiten Hand über die fennelblonden Stoppeln seines Hauptes fuhr. „Wollte gehoramt noch eine Meldung machen, Herr Oberst?“

„Heraus damit!“ befahl der alte Herr lakonisch.

„Es war vorhin wieder einer von der „Schwefelbande“ hier!“

„Wer?“ fuhr der Oberst auf.

„Der Schuster“, erwiderte Conrad grinsend. „Der Kerl meinte, vor einigen Tagen sei der „Erste“ gewesen, da werde wohl Geld im Hause sein, und die Rechnung sei nun alt genug geworden.“

Im ersten Moment hatte der Oberst die Braunen finstler zusammengezogen, und es schien fast, als ob er die

Schale seines Bournes über das blonde Haupt des Burschen ausgießen wollte, der wohlweislich die Thürkante in der Hand hielt, aber seine Stirn glättete sich wieder.

„Was hast Du geantwortet?“ fragte er.

„Na, wir machten uns keine Sorgen um unsere Schulden, es sei genug, wenn die sich Sorgen machten, die das Geld zu fordern hätten.“

„Schonmillionendonnerwetter, wer hat Dir das gesagt?“

„Der Herr Oberst selbst“, entgegnete der Bursche, indem er die Tür öffnete, „ich habe es oft gehört.“

„Habe ich Dir auch gesagt, Du sollst das den Leuten erklären?“ brauste der Oberst auf. „Das ist dummer, als die Polizei es erlaubt. Der Schuster hat Recht und wenn derselbe wiederkommt, soll er angemeldet werden. — Kehrt! Marsch!“

Conrad zog sich grinsend zurück. Der alte Herr stampfte zornig mit dem Fuß auf das Regfell, das vor dem Schreibtische lag.

„Das sind die kleinen Nadelstiche, die mir so manche Stunde verbittern“, sagte er nach einer Pause mit mühsam erzwungener Ruhe. „Den Handwerkern kann ich es nicht übel nehmen, sie haben ihr Geld nötig, aber der Teufel weiß, wie es zugeht, das Geld rollt mir nur so durch die Hände. Leben müssen wir doch auch, und Fränzchen ist die sparsamste Haushälterin von der Welt, ein wahrer Segen für uns — na, ich kann es nicht ändern; es wird wohl auch einmal wieder besser werden, und die Schwefelbande muß Geduld haben.“

„Geduld ist eine Tugend, und die Kerle können Dir nur dankbar sein, daß Du ihnen Gelegenheit gibst, sich darin zu üben“, erwiderte Kurt scherzend. „Später bezahle ich den ganzen Schwamm. — Na, es bleibt also

parteilichste Jenseit steht, zugeben, daß der Flotten-Verein mit seiner Agitation auf dem richtigen Wege war.

Die Gewalt der Tatsachen hat sogar angefangen, selbst in seither flottenfeindlichen Kreisen einen Umschwung in Sachen unserer Flottenpolitik herbeizuführen, und zwar in dem Sinne, daß die Forderungen des Deutschen Flotten-Vereins, sowohl was stärkeres Deplazement und stärkere Armierung u. d. Schiffe, vor allem aber was rascheren Ausbau unserer Flotte betrifft, nunmehr als politisch und technisch richtig anerkannt werden. Die Leitung des „gemeingefährlichen“ Deutschen Flotten-Vereins, der man mit Vorliebe mangelndes technisches Verständnis vorwarf, hat sich ohne Zweifel in all diesen Lebensfragen unserer Marine als durchaus weitsichtig erwiesen. Das bedeutet aber einen Sieg des Deutschen Flotten-Vereins auf der ganzen Linie! Hätte der Deutsche Flotten-Verein jener diplomatischeren Richtung nachgegeben, welche immer nur im Einverständnis mit der Regierung vorgegangen wissen wollte, so stünde der Deutsche Flotten-Verein jetzt vor der wenig erfreulichen und wenig erhebenden Aufgabe, „sich umdenken zu müssen!“

Obst und Obstkuren.

Nicht aus pflanzlicher, sondern aus animalischer Kost bestand zweifellos in der grauen Vorzeit bei unseren Vorfahren bisweilen wohl allein, unbedingt aber hauptsächlich die Ernährung, und noch heute finden wir bei den weniger kultivierten Völkern, daß der Ackerbau und die systematische Verwertung pflanzlicher Nahrungsmittel bereits eine höhere sittliche Entwicklung anzeigen, während im ursprünglichen Naturzustande das Jäger- und Nomadenleben vorherrschte. Diese entwicklungsgeographische Tatsache verdient die weiteste Beachtung auch bei der heute oft aufgeworfenen Frage, ob wir Menschen ursprünglich „Pflanzen- oder Fleisch-Fresser“, um die naturgeschichtliche Bezeichnung zu gebrauchen, gewesen sind. Freilich, einen wirklich praktischen Zweck hat diese Frage nicht, denn in der Gegenwart müssen wir mit dem rechnen, was ist, und nicht mit dem, was war, und wir können nicht Gewohnheiten, die unter vollkommen anderen Lebensbedingungen berechtigt waren, auch für die Jetztmenschen als maßgebend betrachten.

Wir bedürfen, das hat die Wissenschaft nachgewiesen, bestimmter Nährwerte, von denen wir die einen in animalischen, die anderen mehr in pflanzlichen Nahrungsmitteln finden, und allein die aus beiden Arten gemischte Kost wird uns Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit sichern. Die Grenzen, in denen diese gemischte Kost sich bewegen kann, sind allerdings sehr weit, und es muß den Anhängern der sogenannten vegetarischen Lebensweise zugegeben werden, daß vor allem in den wohlhabenderen Kreisen der Fleischgenuss überhand genommen hat. Hierzu mag einmal die Genussucht geführt haben, jedoch auch Zerstörung, in denen sich die Wissenschaft bezüglich des Eiweißes, eines der wichtigsten Nährstoffe, befunden hat, indem sie lange Zeit die tägliche Mindestmenge, die an diesem Stoff unsere Nahrung enthalten muß, zu hoch annahm. Für den mittleren Arbeiter war der tägliche Eiweißbedarf auf 118 Gramm, oder, um abzurunden, auf 120 Gramm festgelegt, und wenn wir für Kindfleisch einen durchschnittlichen Eiweißgehalt von 20 v. H. annehmen, so hätten, wenn wir hierbei von den anderen Eiweißträgern absehen, täglich 600 Gramm reines Fleisch genossen werden müssen, oder wenn man Knochen und Abfall dazu zählt, wären auf den erwachsenen Arbeiter pro Kopf und Tag ungefähr anderthalb Pfund Fleisch gekommen. Diese Mengen sind in den letzten Jahren als unnötig erkannt worden, und wenn auch der Arbeiter durch eine zu reichliche Eiweißnahrung wegen seines durch die Handarbeit bedingten, sehr regen Stoffwechsels in seinen gesundheitlichen Verhältnissen weniger gefährdet wird, so entspringen für den in sitzender Lebensweise tätigen Kopfarbeiter, mag er Gelehrter, Kaufmann, Bankier oder Beamter sein, aus einer zu reichlichen Eiweiß- und Fleischnahrung sehr störende gesundheitliche Nachteile, da die Zerfallsprodukte des Eiweißes im verdauenden Organismus die sogenannte giftige Anlage hervorrufen können, welche sich je nach ihrer Potentifizierung als Podagra, als Gicht, als Steinbildung äußert, aber auch andere Krankheiten

begründet, für die man sonst leicht eine Erklärung verantwortlich macht, wie Augenentzündung, Luftröhrentzündung usw. Fleisch- und Eiweißgenuss verlangen eine entsprechende körperliche Bewegung, sie verlangen einen sehr regen Stoffumlauf im Körper, um eben die Ablagerungen der letzten Zerlegungsprodukte unmöglich zu machen, und Karlsbad, Marienbad sowie die ähnlich wirkenden Bäder würden nicht nötig sein, und mancher würde sich große Schmerzen und lästige Krankheitsstage ersparen, wenn er seinen Fleischverbrauch verringerte auf Kosten von Obst und Gemüse, von denen besonders das Obst sehr wohlthätig den Fleischgenuss auszugleichen vermag.

Wir können das Obst nur in bebingtem Sinne, hauptsächlich wegen seiner Salze, unseren Nahrungsmitteln zufügen, obgleich auch sein Zuckergehalt nicht unterschätzt werden soll. Derselbe beträgt bei Äpfeln 7,2 v. H., Aprikosen 4,7 v. H., Birnen 8,3 v. H., Kirschen 10,2 v. H., Pflaumen 3,6 v. H., Weintrauben 24,4 v. H.

Wenn aber jemand seinen Bedarf an Zuckersüßstoffen allein durch Obst decken wollte, müßte er täglich, mit Ausnahme der Weintrauben, zehn und mehr Pfund deselben zu sich nehmen, was eine vollkommene Unmöglichkeit wäre.

Die Nüsse enthalten allerdings auch 16 v. H. Eiweiß und über 60 v. H. Fett im Durchschnitt. Die Verdaulichkeit derselben ist aber wegen ihres inneren Gefüges sehr erschwert; sie brauchen fünf Stunden zur Verdaulichkeit, und selbst dann noch verlassen sie zu einem großen Teil unausgenutzt den Körper. Auch auf den Reichtum üben die Nüsse einen merkwürdigen Reiz aus, jedoch sie wohl niemals ein wirklicher Ersatz des tierischen Eiweißes werden, wie es janatistische Vegetarianer anstreben.

Man denkt bei der Bezeichnung „Obst“ auch nur selten an die Nüsse, sondern hauptsächlich an die wasser- und zuckerreichen Früchte, welche uns die verschiedensten Bäume, Sträucher und Kräuter als Steinobst (Pflaume, Aprikose, Pflaume, Kirsche, Olive), Kernobst (Äpfel, Birnen, Zitronen, Apfelsinen usw.) und Beeren (Weintrauben, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Feigen, Ananas usw.) liefern. Die diätetische Bedeutung dieser Obstsorten liegt in ihrem Gehalt an Salzen, Zucker, freien Pflanzenäuren und aromatischen ätherischen Stoffen, durch welche letzteren sie eine sehr wohlthätige Anregung auf den Appetit äußern.

(Fortf. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— **Rekruten und Reservisten** machen wir darauf aufmerksam, daß sie, um sich vor Strafe zu schützen, verpflichtet sind, die polizeiliche Ab- resp. Anmeldung rechtzeitig zu bewirken. Die Reservisten haben ihre polizeiliche Anmeldung innerhalb sechs Tagen nach ihrer Rückkehr vom Militär zu bewirken. Die Annahme vieler, es genüge die Anmeldung beim Bezirks-Kommando ist eine irrige. Die Rekruten haben sich vor ihrem Eintritt polizeilich abzumelden.

— **Die deutschen Hausfrauen** werden vor dem Bezug von Butter, Honig, Geflügel usw. aus Galizien gewarnt. In deutschen Blättern erscheinen seit langer Zeit Anzeigen, in denen frische Meiereibutter, junge Gegehühner, Edelkrebse, prima Tafelhonig und andere Erzeugnisse der Landwirtschaft zu außerordentlich billigen Preisen angeboten werden. Als Ort des Verstandes liest man fast gewöhnlich Brody, Podwalec, Stalat und andere galizische Orte mit dem Zusatz „über Breslau“. Um den Anschein zu erwecken, als handle es sich um schlechte Erzeugnisse, lassen sich einige der Händler in der Hauptverhandlung vorübergehend auch in Breslau nieder. Fällt jemand auf das Angebot herein, so erhält er anstatt Meiereibutter Unschlitt, nicht einmal als Wagenschmiere verwendbar; die jungen Gegehühner sind altersschwache Hennen, von denen in der Regel schon ein Drittel bei der Ankunft verendet ist. Der prima Tafelhonig ist gewöhnliche Melasse und die Edelkrebse sind galizische, die Hälfte von ihnen verendete, stinkende Sumpfkrebse. Man schreibt drohende Briefe an den Absender, verlangt sein Geld zurück, ruft sogar die Gerichte an; da stellt sich heraus, daß man einem galizischen Gauner in die Hände gefallen ist.

— **Gladenbach**, 25. Sept. In Herborn-Jesselbach erstickte in einer Ziegelei, in der er beschäftigt war, der Arbeiter Drehsing von dort. Der Mann hinterläßt eine zahlreiche Familie.

— **Marburg**, 23. Sept. (Straßammer.) In nicht-

öffentlicher Sitzung verhandelte heute das Gericht zunächst gegen die Dienstmagd Katharine F. aus Hesselbach (Kr. Willgenstein) wegen eines hier nicht näher zu bezeichnenden Vergehens. Das Urteil lautete auf 7 Wochen Gefängnis.

— **Senfungen** (M.-Weferbahn), 26. Sept. Der in voriger Nr. gemeldete Unfall, wonach ein Güterzug auf einen Militärzug stieß, dessen drei letzte Wagen zertrümmert wurden, ist dadurch entstanden, daß der Diensthabende Stationsbeamte dem Güterzug „freie Fahrt“ signalisierte und ihn dann in das Gleis fahren ließ, in dem der schwerbesetzte Militärzug noch hielt. Glücklicherweise hatte der Bataillonskommandeur des verbliebenen Truppenteils die letzten Wagen seines Zuges etwa fünf Minuten vor dem Zusammenstoß räumen lassen, weil er die Mannschaften nicht zu weit auseinander wünschte. Das war ein Glück für die Soldaten, die bereits in den letzten Wagen geessen hatten. Andererseits wären sie schwerlich mit dem Leben davongekommen.

— **Limburg**, 26. Sept. Der Domschatz befindet sich nicht, wie man wohl annehmen sollte, im Dom sondern in der Sakristei der Stadtkirche, der sogenannten Barfüßerkirche. Er entstammt meist dem Schatz des ehemaligen Erzbistums und umfaßt 1. die bischöflichen Insignien (Mitra mit 3353 Edelsteinen und Perlen, Bischofsstab mit 889 Edelsteinen und Kapitalkreuz), 2. zwei goldene Kelche, 3. die sehr reiche Monstranz aus dem 17. Jahrhundert mit 3135 Edelsteinen, 4. den kunstvollen byzantinischen Reliquienkasten, das beste des Domschatzes, aus Silber und Gold, mit Perlen, Edelsteinen und Email verziert mit einem großen Stück des heiligen Kreuzes (?) aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts, 5. den Stab des heiligen Petrus (?) in einer mit Goldblech überzogenen Theke aus der Zeit der Ottonen, 6. das bleierne Reliquienfäßchen. Außer diesem weltberühmten und kostbaren Domschatz sind in dieser dreißigjährigen gotischen Kirche, die 1552 geweiht und um 1740 und 1882 bis 1886 erneuert wurde, noch die 7 Fenster des Chores mit den in Glasmalerei dargestellten 7 Sakramenten und der gotische Hochaltar von 1891 mit meisterhaften Schnitzereien sehenswert.

— **Zur Selbsthilfe gegenüber der Fleischnahrung** ist die Stadt Solingen geschritten. Sie kauft in Geseirunde frische Seefische waggonweise ein und gibt sie den Bewohnern zum Selbstkostenpreise ab. Als der erste Eisenbahnwaggon eintraf, war der Andrang der tausenden Hausfrauen ungemein groß, der gesamte Fischvorrat wurde im Umgehen verkauft. Jede Woche wird bis auf weiteres ein ganzer Eisenbahnwaggon frischer Seefische in Solingen zum Verkauf gelangen. Das gute Beispiel ist Nachahmung wert.

— **Hedderheim**, 26. Sept. Zwei Knaben neckten in Hedderheim einen Affen, der einer sich zurzeit hier aufhaltenden Seiltänzergesellschaft gehört, derart, daß derselbe einen von den Knaben erwischte und ihm das halbe Baden abbiß. Unter größtlichen Schmerzen mußte sich der Geißene in ärztliche Behandlung begeben.

— **Vorsicht beim Traubenessen**. Am Freitag Nachmittag starb in Diedenhofen die erwachsene Tochter des Klempnermeisters Theodor nach dem Genuß von frischgepflückten Trauben. Die betreffenden Trauben waren mit irgend einer Flüssigkeit besprüht worden, um dieselben gesund zu erhalten. Das Mädchen aß einige hiervon, ohne sie vorher im Wasser abzusputzen. Gleich nach dem Essen stellten sich Erscheinungen wie bei einer Vergiftung ein, und einige Stunden nachher starb das Mädchen unter unsäglichem Schmerz.

— Während im Osten die Cholera stark im Abnehmen begriffen ist, ist jetzt in Berlin der erste Fall gemeldet. Der von der Seuche befallene ist ein Schiffer, auch hier hat also das Wasser die Ansteckung vermittelt. Es sind sofort alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Anlaß zur Besorgnis ist mithin nicht vorhanden.

— Die Gesamtzahl der Cholerafälle beträgt nach der neuesten Mitteilung im Staatsanzeiger 243, von denen 81 einen tödlichen Verlauf nahmen. Vom 22. bis 23. September mittags sind 8 choleraverdächtige Erkrankungen und 3 Todesfälle an Cholera amtlich neu gemeldet worden.

— **Neuthen**, 25. Sept. (Die Genickstarre.) Neue Fälle von Genickstarre sind in Oberhesseln zu verzeichnen. Aus verschiedenen Orten werden Erkrankungen gemeldet, von denen einige einen tödlichen Verlauf nahmen.

— **Vom Posten erschossen**. Der Unteroffizier Kraustopf vom ersten Pionierbataillon in Königsberg in Pr., der spät nachts aus einem Café heimkehrte, wurde von dem vor-

tausend Talern meinem Bankier ausgezahlt, der mir für dieses Geld Staatspapiere kaufen sollte. Er empfing das Geld vorgestern, kurz vor dem Hochzeitsfest seiner Tochter, und wie er behauptet, hat er keine Zeit mehr gehabt, es aus dem Hause zu schaffen.

„Schwemillionen, das macht die Geschichte noch ärgerlicher!“ sagte der Oberst, der sich inzwischen von seiner Überraschung erholt hatte. „Die Zeitung meldet nichts davon, daß dieses Geld Dein Eigentum war.“

„Du kennst die Geschichte nur aus der Zeitung?“

„Ja, und ich habe sie erst diesen Morgen erfahren!“

„So weißt Du noch nicht alles“, sagte der Baron in bedauerndem Tone. „Reichert schickte mir gestern die Nachricht brieflich, daraufhin fuhr ich heute morgen in der Frühe hierher, um mich näher zu erkundigen, und nachdem ich mit dem Bankier darüber gesprochen hatte, besuchte ich auch den Untersuchungsrichter. Er sagte mir, Gustav sei gestern Abend schon verhaftet und mit der Bahn hierher gebracht worden, das Geld aber habe sich bei ihm nicht vorgefunden.“

In den Augen des Obersten bligte es auf.

„Und liegt darin nicht schon ein überzeugender Beweis seiner Schuldlosigkeit?“ triumphtierte er. „Wenn er die Tat begangen hätte, würde er dann nicht dafür Sorge getragen haben, daß er der Verhaftung entging? Sicherlich wäre er nicht so bald schon verhaftet worden. Und wo sollte er die große Summe gelassen haben?“

„Das sind dieselben Fragen, die auch ich an den Untersuchungsrichter stellte“, erwiderte der Freiherr, „er konnte sie nicht beantworten, weil er den Gefangenen noch nicht gesehen und gesprochen hatte. Aber er wollte ihn heute noch verhören und es wird sich dann wohl herausstellen, ob die Schwere Schuld auf ihm ruhen bleibt.“

(Fortf. folgt.)

Er war horchend stehen geblieben, sein Blick ruhte erwartungsvoll auf der Tür.

„Herr Baron von Buse!“ meldete Conrad.

„Willkommen, herzlich willkommen!“ rief der Oberst, dem Eintretenden entgegengehend. „Ich dachte vorhin noch an Dich, Hugo“, fuhr er fort, indem er die Hand des Freundes fest in den seinigen hielt und ihm in das weitergebräunte Antlitz schaute, das ein langer, grauer Vollbart umrahmte. „Na, nun lege ab, alter Kamerad, wir wollen ein Glas Portwein trinken und ein Ständchen verplaudern!“

„Vor allen Dingen bitte ich, meinen Besuch nicht mißzudeuten“, sagte der Freiherr in demselben warmen, herzlichen Tone.

„Mißzudeuten?“ fragte der Oberst überrascht, während sein Blick voll Besremden auf der hohen, stattlichen Gestalt des Freundes ruhte, der Hut und Paletot abgelegt und sich in einen Sessel niederließ. „Schwerenot, was willst Du damit sagen?“

„Du weißt doch, was vorgefallen ist?“

„Willst Du damit auf den Kassenraub bei Reichert hindeuten?“

„Freilich, aber keineswegs in einer bösen Absicht.“

„Das brauchst Du mir doch wahrhaftig nicht zu sagen“, erwiderte der Oberst. „Es ist allerdings eine sehr fatale Geschichte, weil Gustav Dornberg so eng mit meinem Hause liiert, aber mir kann doch kein Vorwurf daraus gemacht werden.“

„Wer soll das auch tun?“

„Na, ich habe ihn gewissermaßen erzogen und in der Erziehung sucht man gar zu gern die Ursachen der späteren Verirrungen. Du hast ja auch seinen Vater noch gekannt und wirst ebenfalls ihm das Zeugnis geben, daß er ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung war.“

„Ohne Zweifel!“ nickte der Freiherr.

„Also ist es auch kein Erbfehler, und was die Erziehung betrifft, habe ich dem Jungen immer und immer

wieder den Grundsatz eingeprägt, daß die Ehre stets als das heiligste Gut betrachtet und gewahrt werden müsse.“

„Ich weiß das auch ohne Deine Versicherung“, erwiderte der Freiherr mit einem gezwungenen Lächeln. „Du kannst sicherlich kein Vorwurf gemacht werden.“

„Und vielleicht auch ihm nicht, Hugo! Ich behaupte, die Polizei verfolgt eine falsche Fährte — ich weiß nicht, ob Du die Geschichte so genau kennst.“

„Ja, ich kenne sie, ich war vorhin bei dem Bankier Reichert, er hat mir alle Einzelheiten berichtet.“

„Auch den Bruch Gustavs mit seiner Braut.“

„Auch das, und wenn Dein Pflege Sohn schuldlos ist, so hat er seine Verfolgung einer zufälligen Verkettung von Ereignissen zu verdanken, aus denen man immerhin eine Beweisreihe für seine Schuld schmieden kann. Und das ist für ihn sehr schlimm, Bruno!“

„Freilich, freilich“, erwiderte der Oberst, während er rastlos den langen Schnurrbart an seinem Zeigefinger auf- und abwickelte. „Aber ich behaupte andernteils auch, daß der Bankier Reichert gar nicht so viel bares Geld in seiner Kasse gehabt hat. Ehe ich das glaube, muß er es mir schwarz auf weiß beweisen.“

„Ah, das weißt Du also nicht?“ sagte der Baron erstaunt. „Wieviesen ist das schon, denn hundertundfünfzigtausend Taler von dem gestohlenen Gelde waren mein Eigentum.“

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr der Oberst von seinem Sitz empor; sein Blick ruhte starr auf seinem Freunde, der diese Erklärung in einem durchaus ruhigen, fast gleichgültigen Tone gegeben hatte.

„Wie ist das möglich?“ fragte er mit heiferer Stimme.

„Du weißt doch, daß Reichert schon seit vielen Jahren mein Bankier ist. Ich glaube Dir auch gesagt zu haben, daß ich Wiesental verkaufen wollte, weil dieses Gut zu weit von hier entfernt liegt und die Einkünfte aus demselben immer geringer wurden. Nun war der Verkauf perfekt geworden und die erste Rate von hundertundfünfzig-

Fabrikarbeiter.

Fr. Metz.
Inhaber Fr. Wenzel